

Psychomotorik für Kinder boomt

Bewegungsmangel Mehr Kinder denn je gelten als motorisch unterentwickelt und werden in die Therapie geschickt.

Es gibt lange Wartelisten, Schulgemeinden bauen das Angebot aus. Und Eltern googeln, worum es sich dabei überhaupt handelt.

Claudia Blumer

Sven (5) ist ziemlich normal, ein durchschnittliches, unauffälliges Kind. Nur: Wenn körperliche Fertigkeiten gefragt sind, gehört er nicht zu den Besten. Etwa beim Klettern oder Radfahren. Er schafft es nicht – oder traut sich gar nicht erst. Ganz anders seine jüngere Schwester. Sie probiert alles aus und fängt sich ständig Schrammen ein. Deshalb geht Sven jetzt in die Psychomotoriktherapie. Seine Eltern, Ärztin und Politologe aus Zürich, wären nicht auf die Idee gekommen, dass ihr Sohn irgendeine Therapie benötigt. Sie hatten aber auch nichts dagegen, als die Kindergärtnerin es vorschlug. Nun geht Sven eine Stunde pro Woche zur Therapeutin. Sie spielen zusammen Fussball oder bauen eine Schaukel, auf der Sven stehend durch den Raum schwingt. Manchmal balanciert er auf einer grossen Rolle, solange er kann, oder kriecht durch eine hindurch. Zu Hause berichtet er danach immer ganz freudig. Die Therapie gefällt ihm.

Nachfrage übersteigt das Angebot

Die Anfrage bei Kantonen und Städten zeigt, dass Psychomotoriktherapie ein steigendes Bedürfnis ist. Der Verband Psychomotorik Schweiz empfiehlt, die Therapie für 3 bis 5 Prozent der Schulkinder anzubieten. Also ungefähr ein Kind pro Klasse. Doch die Nachfrage übersteige das Angebot, sagt Simone Reichenau, Co-Geschäftsführerin des Verbands. Die Wartelisten würden länger.

Im Kanton Aargau wurden die jährlich zur Verfügung stehenden Therapiestunden in den letzten fünf Jahren erhöht, und zwar von 20'740 auf 22'123. Damit sei aber im Wesentlichen nur das Schülerwachstum kompensiert worden, sagt SVP-Bildungsdirektorin Martina Bircher. Für 2026 plante der Kanton einen Ausbau um 20 Prozent, also auf über 26'500 Jahreslektionen. Pro Lektion werden meistens mehrere Kinder therapiert.

Im Kanton Zürich geben die Städte Auskunft. Sowohl die Stadt Zürich als auch Winterthur verzeichnen einen deutlichen Anstieg. In Zürich haben im Schuljahr 2013/2014 noch 971 Kinder eine Psychomotoriktherapie angefangen. Bezogen auf die Gesamtschülerzahl, waren das 3,6 Prozent. Letztes Jahr waren es 1537 Schülerinnen und Schüler – macht 4,3 Prozent.

In Winterthur steige die Zahl der therapierten Kinder seit drei Jahren um jährlich rund 15 Prozent, sagt Schulstadträtin Martina Blum (Grüne). Aktuell gingen rund 400 Kinder in die Psychomotoriktherapie.

Dasselbe Muster im Kanton Bern: Die Lektionenzahl ist laut Bildungsdepartement in zehn Jahren um rund 30 Prozent gestiegen, heute liegt sie bei 1700 Wochenlektionen. Nur eine moderate Zunahme verzeichnen hingegen die Kantone Luzern und Freiburg.

Was genau ist Psychomotorik?

Svens Eltern mussten zuerst googeln, was Psychomotorik ge-



Für 3 bis 5 Prozent der Schulkinder wird empfohlen, Psychomotorik anzubieten. Foto: Getty Images

nau ist. So geht es auch anderen. Man weiss, vereinfacht gesagt: Logopädie ist für Schüler, die stottern oder einen Buchstaben nicht richtig aussprechen können. Schulische Heilpädagogik brauchen Kinder, die beim Rechnen und beim Schreiben Mühe haben. Bei der Psychomotorik ist es komplizierter.

Psychomotorik umfasse die «Wechselbeziehungen zwischen Wahrnehmen, Fühlen, Denken, Bewegen und Verhalten», heisst es in der kürzlich erschienenen Dissertation «Psychomotorik und schulische Inklusion» von Judith Sägesser. Sie lehrt Psychomotorik an der Pädagogischen Hochschule Bern und ist Präsidentin des Verbands Psychomotorik Schweiz. Die Therapie sei gedacht für Menschen, so heisst es weiter, die wegen ihrer «sensomotorischen oder sozioemotionalen Beeinträchtigungen» Nachteile hätten in der Schule oder im Leben.

Zusammengefasst: Kinder, die ungeschickt sind oder abwesend wirken, sind Kandidatinnen und Kandidaten für die Psychomotoriktherapie. Aber auch Kinder, die überaktiv, impulsiv oder gar aggressiv sind, die Schwierigkeiten haben im Umgang mit anderen Kindern; solche, die gehemmt und ängstlich sind oder ein geringes Selbstvertrauen haben. Oder auch Kinder, die nicht schön schreiben, ausschneiden oder keine geraden Linien zeichnen können.



«Der Run auf Psychomotorik ist ein Megatrend. Wie auch auf Logopädie und Heilpädagogik.»

Peter Lienhard
Emeritierter Professor an der Hochschule für Heilpädagogik ZH

«Wenn das Kind glänzende Augen bekommt – dann ist ein Punkt erreicht, an dem sich was ändert.»



Judith Sägesser
Psychomotorikdozentin an der Pädagogischen Hochschule Bern



«Ich sehe die Kosten und frage mich, inwiefern das Angebot die Nachfrage steuert.»

Benjamin Fischer
SVP-Nationalrat und Bildungspolitiker

Peter Lienhard ist emeritierter Professor an der Hochschule für Heilpädagogik in Zürich und arbeitet heute als Berater im Bereich Sonderpädagogik. Er sagt: «Der Run auf Psychomotorik ist ein Megatrend. Wie auch auf Logopädie und Heilpädagogik.»

Die Gründe für den «Megatrend»

Dafür gebe es zwei Gründe. Erstens: Etliche Kinder beherrschen beim Schuleintritt elementare Dinge, sprachlich, fein- oder grobmotorisch, nicht mehr. «Es gibt Kinder, die können sich auf unebenem Waldboden kaum

fortbewegen. Sie haben das nie gelernt. Man lernt es nicht im Wohnzimmer am Handy.» In solchen Fällen sei Psychomotoriktherapie hilfreich, und sie fördere nachweislich weitere Kompetenzen, etwa mathematische. «In der Psychomotorik lernt man, sich in einem Raum sicher zu bewegen. In der Mathematik bewegt man sich in einem Zahlenraum.»

Zweitens: Eltern und Lehrpersonen halten es laut Lienhard nur schwer aus, wenn ein Kind nicht optimal funktioniert. Es sei deshalb nicht auszuschliessen, dass in Einzelfällen übertherapiert werde. Das sei aber nur des-

halb ein Problem, weil dadurch Kinder, welche die Therapie dringend bräuchten, zu kurz kämen, sagt Lienhard. Es gebe Eltern, die puschten, weil sie unbedingt wollten, dass ihre Kinder therapiert würden. Andere Eltern wüssten nicht einmal von dem Angebot, obwohl ihre Kinder die Therapie nötig hätten. «Statt Wartelisten zu führen, sollten schulinterne Fachteams nach Dringlichkeit triagieren.»

Nicht jedes Defizit ist ein Nachteil

SVP-Nationalrat Benjamin Fischer, der in der Partei für Bil-

dungspolitik zuständig ist, kennt das Thema. Auch in seinem Umfeld gehen Kinder in die Psychomotoriktherapie – ohne dass sich den Eltern restlos erschliesst, warum. Etwa ein Kind, das nicht sehr schön zeichne, was aber eher mit Schludrigkeit zu tun habe als mit einem motorischen Defizit, sagt Fischer. Zumal das Kind in anspruchsvollen Bereichen, in denen Fingerfertigkeit gefordert sei, seinen Altersgenossen weit überlegen sei.

Er sei kritisch gegenüber dem Psychomotoriktrend, sagt Fischer. «Ich sehe die Kosten und frage mich, inwiefern das Angebot die Nachfrage steuert.» Eine Therapiestunde kostet ungefähr zwischen 180 und 220 Franken, je nach Gemeinde und Kanton. Anerkannte Therapeuten haben einen Masterabschluss in Psychomotorik an der Hochschule für Heilpädagogik in Zürich oder an der Haute École de Travail Social in Genf – oder eine vergleichbare Ausbildung im Ausland – absolviert.

Dabei müsste die Regelschule solche kleinen Defizite ausgleichen können, sagt Fischer. «Aber ich sehe selber, dass die Lehrpersonen am Anschlag sind.» Auch ist er der Ansicht, dass nicht jedes vermeintliche Defizit korrigiert werden müsse. «Meine Lehrerin hat mir die Blätter zerrissen, weil ich so grusig geschrieben habe.» Dabei habe er wegen seiner unleserlichen Handschrift nie einen Nachteil gehabt. «Heute bin ich sogar froh darum – so können die Sitznachbarn auf einem Podium meine Notizen nicht lesen.»

Wenn Kinder nur noch den Daumen kennen

Allerdings: Laut Judith Sägesser tut sich eine «riesige Schere» auf zwischen Kindern, die von klein auf hinausgeschickt werden zum Spielen, und anderen, die das eben nicht haben. «Wenn Kinder nur noch den Daumen kennen für die Handybedienung, haben sie einen grossen Nachteil in der Schule.»

Eigentlich sei die Intervention beim Schuleintritt bereits sehr spät, sagt Sägesser. Der Verband setze sich für Frühförderung ein, vereinzelt gebe es Pilotprojekte in Kitas. Doch die Psychomotoriktherapie habe auch Gegner. «Wenn die Schulleitung gut findet, was wir machen, gibt es mehr Ressourcen. Wenn sie es für Hokuspokus hält, gibt es weniger.» Die Psychomotorik habe das Problem, dass sie unterschätzt werde, ihr Nutzen sei weniger gut nachzuweisen als etwa bei der Logopädie oder in der schulischen Heilpädagogik, sagt Sägesser.

«Ich hatte Kinder, die haben Bewegung total verweigert», sagt sie. Es sei jedes Mal eine Freude, an den Punkt zu kommen, an dem sich das ändere. Zum Beispiel, wenn sie ein Kind auf einer Decke über den Boden ziehe, «damit es in einer sicheren Körperlage Gleichgewichtsreize zu verarbeiten lernt». Wenn das Kind, das zuvor desinteressiert gewesen sei, auf einmal glänzende Augen bekomme und frage, ob es aufsitzen oder knien dürfe, «dann ist ein solcher Punkt erreicht».